

SWR2 Wissen: Aula

Das Tattoo – Ein Körperkult, der unter die Haut geht

Von Raimund Allebrand

Sendung vom: Sonntag, 8. August 2021

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2021

Im Wettlauf um soziale Akzeptanz wird heute der eigene Körper inszeniert. Ganz deutlich wird das am Tattoo. Welche Bedeutung hat das Tattoo, ist es Ausdruck eines neuen Narzissmus?

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Das Tattoo – Ein Körperkult, der unter die Haut geht“. Am Mikrophon: Ralf Caspary.

Früher war das Tattoo „bäh bäh“. Das trugen Menschen aus – wie man heute sagt – sozial benachteiligten Schichten: Knastis, Seeleute, Zuhälter, Türsteher, Schausteller. Das hat sich völlig verändert: Heute trägt der Manager ebenso Tattoos wie die Lehrerin.

Im Wettlauf um soziale Akzeptanz wird heute der eigene Körper inszeniert. Er avanciert zu einem bevorzugten Medium der Selbstdarstellung. Ganz deutlich wird das am Tattoo. Welche Bedeutung hat das Tattoo genau, ist es Ausdruck eines neuen Narzissmus? Der Publizist und Psychotherapeut Raimund Allebrand ordnet das Phänomen ein.

Raimund Allebrand:

Wo liegt eigentlich der Unterschied zwischen dem Besitz eines Tattoos und dem eines SUV, eines großen Autos? Die Frage mag verblüffen und scheint auf den ersten Blick – überflüssig. Dass es sich hierbei um ganz verschiedene Sachen handelt, liegt doch auf der Hand. Das Auto als Gegenstand des täglichen Gebrauchs signalisiert unter anderem Mobilität und sozialen Status, beim Tattoo handelt es sich um eine so genannte Körpermodifikation, die ich an mir selbst vornehmen lasse. Der SUV hilft mir als PKW bei der Beförderung, das Tattoo wird zum Teil meines Körpers; das Auto bleibt außerhalb meiner selbst, das Tattoo gehört zu meiner eigenen physischen Erscheinung, und so weiter: Unterschiede lassen sich unschwer aufzählen.

Doch gibt es auch eine Gemeinsamkeit, die ebenso ins Auge sticht: SUV und Tattoo sind in der Öffentlichkeit und im Straßenbild nahezu omnipräsent. Über Sinn und Berechtigung von Superautos wird in diesen Zeiten gerne und kontrovers diskutiert, von Tattoos redet man selten und wenn, dann eher zurückhaltend und gleichsam schamhaft – obgleich sich die Körpermodifikation längst etablieren konnte als ein Lifestyle-Symbol, das nicht zu übersehen ist.

Was mir auffällt: Im Gegensatz zu ihrer sozialen Reichweite werden Tattoos selten zum gesellschaftlichen Thema, schon gar nicht im Dialog mit Betroffenen aus der Gruppe der Tätowierten. Auch nach mehr als zwei Jahrzehnten wachsender Präsenz im öffentlichen Leben wird dieses Thema vom Feuilleton vernachlässigt; einschlägige wissenschaftliche Untersuchungen lassen sich abzählen an einer Hand – oder auch zwei. Gewiss gibt es neben zahlreichen Bildbänden, die sich an eine Fangemeinde richten, auch branchenübliche Kataloge der Tattoo-Studios; darüber hinaus findet man jedoch kaum Analysen oder Versuche, ein Massenphänomen zu erklären.

Das Tattoo ist sozusagen ein Tabu, das jeder sehen kann. Zudem scheiden sich hier die Geister, denn die Akzeptanz von Körpermodifikation variiert erheblich nach Altersgruppe und sozialem Milieu. Nicht jeder findet alles cool, was andere da am eigenen Leib vorzeigen, und eine subtile Ablehnung, vor allem in den Sommermonaten, ist womöglich weiter verbreitet, als sie geäußert wird. Aber eben auch eine weitgehende Akzeptanz – und die wachsende Bereitschaft, sich einer kostspieligen und langwierigen Prozedur hinzugeben, zur Verbesserung der eigenen Präsenz und Präsentation.

Welche Bedeutung hat die Körpermodifikation in der heutigen Gesellschaft – und warum scheint es schwierig, solche Phänomene zu thematisieren? Dieser Frage werden wir uns in den folgenden Minuten widmen und dabei versuchen herauszufinden, wo der eigentliche Unterschied liegen kann – zwischen dem Besitz eines Tattoos und dem eines SUV.

Schon vor zwei Jahrzehnten zeigten demoskopische Untersuchungen eine wachsende Verbreitung von Tätowierungen. In der mittleren Altersgruppe zwischen 20 und 50 Jahren verfügt seinerzeit jeder fünfte Mann und jede neunte Frau in Deutschland über ein Tattoo. Die stärkste Gruppe stellen im Jahr 2003 die 30- bis 40-jährigen Männer: Beinahe jeder Vierte in diesem Segment ist tätowiert. Inzwischen geht man davon aus, dass über die Altersgruppen hinweg von einhundert Deutschen mehr als zwanzig eine Körpermodifikation aufweisen, bei den 20- bis 30-Jährigen verfügt heute jeder Zweite über ein oder mehrere Tattoos, zuweilen bis hin zur Bebilderung des gesamten Körpers.

Handelt es sich dabei um ein exotisches Ritual, das mittlerweile bei uns heimisch wurde? Auch in unseren Breiten können sich die Anhänger der Körpermodifikation auf historische Vorbilder berufen: Der berühmt gewordene Ötzi verfügte vor mehr als 5.000 Jahren über 61 Tätowierungen. Erst wesentlich später brachte James Cook Mitte des 18. Jahrhunderts aus der Südsee tätowierte Menschen und vermittelte somit den Europäern einen ersten Eindruck rituell herbeigeführter Körperveränderung.

Folgt man dem ethnologischen Befund, sind Tattoos gewissermaßen nichts Besonderes, sie treten weltweit und kulturübergreifend auf, zeigen eine bunte Palette von Farben und Formen und sind in ihrem jeweiligen Umfeld mit einer vielgestaltigen Symbolik verknüpft.

Im 19. Jahrhundert schließlich beginnen gesellschaftliche Subgruppen auch in Europa, den Körper durch Tätowierung dauerhaft zu verändern. Schätzungen zufolge waren im Deutschen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwischen zehn und zwanzig Prozent der Bevölkerung tätowiert.

Trotz Jahrtausende alter Tradition: Das Tattoo als nahezu flächendeckendes Phänomen des gegenwärtigen Lifestyles ist ziemlich jung, denn es tritt erst Mitte der neunziger Jahre aus dem Umfeld marginaler Bevölkerungssektoren und avanciert seither zu einem prägenden Modetrend. Zuvor sind Tätowierungen, weitab der bürgerlichen Gesellschaft, nur wenigen Randgruppen vorbehalten.

Ein Blick auf die Reichweite: Neben Naturvölkern und deren Initiationsriten nutzen Strafgefangene, Seeleute, Fremdenlegionäre oder Schausteller, zuweilen auch Adelige die vielfältige Symbolwelt des Tattoos zur Abgrenzung ihres jeweiligen Milieus. Dabei bringt das lebenslange Zeichen der Tätowierung eine Exklusivität zum Ausdruck, die den Träger auszeichnet: Es macht die Not einer gesellschaftlichen Stigmatisierung oder sozialer Isolation gleichsam zur Tugend.

Ein zu langer Haft verurteilter Sträfling oder über Jahrzehnte auf die Weltmeere verschlagener Seemann demonstriert durch seine kostspieligen Tätowierungen die Konsequenz einer lebenslangen Prägung, die man nicht rückgängig machen kann. Das Tattoo hat die Anmutung der Endgültigkeit und kann signalisieren, dass eine schwere Lebenssituation als Schicksal mit einem gewissen Stolz akzeptiert wurde.

All dies scheint aber wenig zu gelten, denn es kontrastiert mit den gegenwärtigen Verbreitungen von Tätowierungen. Ein Oberstudienrat, der sich ein Tattoo stechen ließ, war noch Mitte des letzten Jahrhunderts schwer vorstellbar. Mittlerweile greifen aber sozial durchaus integrierte Zeitgenossen zum ästhetischen Mittel einer Selbst-Stigmatisierung. Über eine aufwendige, kostspielige und schmerzhaft und nicht selten gefährliche Prozedur suchen sie dabei den Ausdruck ihrer Individualität im Körper-Styling. Die Symbolik der dabei verwendeten Accessoires hat sich somit erheblich verschoben.

Mit zunehmender gesellschaftlicher Akzeptanz wurden Tattoos und Piercing zum Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Forschung. Die Ergebnisse entsprechender Umfragen legen nahe, dass neben einer veränderten Auffassung von Kunst und Schönheit in erster Linie der Wunsch nach Identität und Individualität als Motiv einer Körpermodifikation ausschlaggebend ist.

Eine Paradoxie am Rande: Offenbar sucht man ein individuelles und persönliches Profil hier kurioserweise im Rahmen einer weit verbreiteten Modeströmung. Zeugt es nicht inzwischen eher von Individualismus, wenn man kein Tattoo trägt? Oder wurde die Körpermodifikation zu einer Art Eintrittskarte für den Raum der sozialen Akzeptanz, die man eben zu lösen hat, wenn man dazugehören will.

Damit sind wir aber bereits bei der Interpretation eines Phänomens, dessen soziale Dimension wir nur skizziert konnten. Über unterschwellige Motive des Willens zur Körperveränderung mit Tattoo, Piercing und weiteren Techniken hat man unter Fachleuten eifrig spekuliert. Dabei bemüht man alle erdenklichen und teils wenig schmeichelhaften psychologischen Hintergründe. Ein Massenphänomen kann aber nicht pathologisch sein – oder etwa doch? Handelt es sich dabei nicht eher um einen Trend, der hindeutet auf Veränderungen in Psyche und Gesellschaft, wenn er sich auch am Körper manifestiert?

Vermutlich will ein großflächig tätowierter Zeitgenosse mit auffällig gepiercter Lebensgefährtin im Straßencafé wohl kaum seine Solidarität mit Randgruppen demonstrieren – und noch weniger die Nachteile einer entsprechenden Stigmatisierung auf sich ziehen. Eher schon geht es um eine Aufwertung von Ego und Image durch Teilnahme an der trendigen Körperveredelung.

Die ursprüngliche Symbolik kündigt zwar tendenziell von einer verwegenen Unangepasstheit, sie provoziert aber inzwischen keine negativen sozialen Folgen, ganz im Gegenteil. Über eine *Body-Modification*, wie sie als Konsumartikel oder Dienstleistung im Studio um die Ecke erhältlich ist, lässt sich eine gefühlte Individualität und Exklusivität erwerben, ganz ohne die Konsequenzen einer persönlichen Profilierung. Von Ausgrenzung kann hier keine Rede sein. Es ergibt sich das Paradox einer symbolisch erworbenen Verwegenheit ohne sozialen Imageverlust – der eigene Körper als Event.

Was ein gewandeltes Verhältnis zu Körper und Schönheit betrifft, gibt es allerdings auch andere Erfahrungen. So häuften seit längerem Beispiele von Magersucht im Jugendalter. Bei tödlichem Ausgang geraten damit verbundene Leidensgeschichten zuweilen in die Schlagzeilen. Das gleichfalls um sich greifende Phänomen von Selbstverletzungen wird als eine autoaggressive Handlung gewertet, nicht selten im pathologischen Rahmen einer sogenannten Borderline-Störung: Mancher spürt sich selbst nur noch im Schmerz.

Demgegenüber präsentieren sich trendige Formen des Körper-Stylings, die ebenfalls mit Selbst-Verletzungen einhergehen, als Spielarten einer ästhetischen Inszenierung und Optimierung, wie sie später gesellschaftsfähig wurde – spätestens, seit mit Bettina Wulff seinerzeit ein flammenförmiges Tattoo am Oberarm der ehemaligen First Lady im Berliner Schloss Bellevue Einzug hielt.

Wie auch immer, Kritiker dieses Trends der Gegenwartskultur mögen anmerken: Eine Symbolik, die entlegenen Subkulturen eigen war, wird im Tattoo ihres komplexen Hintergrundes beraubt. Das Symbol in Gestalt der Tätowierung wird jetzt im Rahmen einer exotischen Eskapade als kommerziell vermarktetes Konsumobjekt beliebig verfügbar. Um eine erwünschte Verbesserung des Selbstgefühls zu erreichen, sucht das Körper-Styling einen Umweg über den Exotismus.

Aber wie exotisch ist ein Tattoo, wenn es jeder hat? Das gewünschte Ergebnis wird dennoch erreicht: Es bedarf nicht jenes entbehrungsreichen Weges, der dem Tattoo als Symbol eines Tages seine emotionale Färbung verliehen hat. Das Resultat ist heute *Coolness* mit Hilfe *enteigneter Verwegenheit*, die eben jenes Leiden vermeiden kann, das seinerzeit mit einer Abgrenzung von der Gesellschaft und mit echter Individualisierung verbunden war. Gleichsam eine *geborgte Leidenschaft*, die sich möglichst *cool* in Szene setzt: Nur nicht aus Liebe weinen. Dann schon eher unter dem Laser im Tattoo-Studio.

Soweit die Kulturkritik. Der Trend zur Körpermodifikation, er sendet unterschiedliche Signale und widersprüchliche Botschaften. Es kann also nicht verwundern, wenn das Tattoo umstritten bleibt – bei all seiner Verbreitung. Zumal nicht wenige Zeitgenossen ihre eigene ästhetische Empfindung betroffen sehen, wenn sie sich vor allem in der Sommerzeit von großflächigen Tattoos umzingelt fühlen. Was die Akzeptanz oder zumindest Toleranz angesichts eines modifizierten Körpers angeht, existiert offenbar eine Art Generationenkonflikt. Enthusiasten und Praktizierende sind mehrheitlich eher die unter Fünfzigjährigen, während ältere Jahrgänge dem Geschehen nicht selten ablehnend gegenüberstehen.

Derartige Wahrnehmungen bergen unterschwellig manchen Konfliktstoff, der sich hingegen im gesellschaftlichen Diskurs nicht niederschlagen will. Schließlich ist man allenthalben um politische Korrektheit bemüht, um sogenannte Toleranz: Die Tätowierten schreiben mir schließlich auch nicht vor, wie ich zu leben habe. So kommt es, dass mancher das Phänomen fassungs- und nicht selten verständnislos zur Kenntnis nimmt – oder aber auf der Suche ist nach einleuchtenden Erklärungen.

Im Rahmen einer gerne geübten Spekulation über etwaige Beweggründe von Körpermodifikation mangelt es nicht an klinischen Vorwürfen: Von Exhibitionismus über Masochismus und Narzissmus reicht die Palette möglicher Motive bis zu zwanghafter Selbstverletzung. Vor allem die Narzissmus-Diagnose liegt dabei im Trend.

Dabei bedurfte es nicht einer umstrittenen Person eines Donald Trump, um narzisstische Züge der postmodernen Gesellschaft aufzuweisen. Seit aber dieser Präsident nicht ein Irrenhaus, sondern das Weiße Haus bevölkerte, wurden Beobachter der politischen Szene zum Psychoanalytiker. Nicht selten wird dabei übersehen, dass es die US-amerikanische Gesellschaft war, die das Phänomen Trump ermöglicht und erschaffen hat.

Ähnliches gilt, wenn man den Anhängern der Körper-Modifikation pauschal einen kollektiven Narzissmus unterstellt. Hier gibt es gleich mehrere Probleme: Zum einen belegt man mit diesem vielseitigen Begriff eine gesellschaftliche Tendenz ohne die Möglichkeit, individuelle Motive der jeweiligen Person einzuschätzen. Daneben käme es darauf an, was man überhaupt meint mit dem inzwischen gesellschaftsfähigen Wort *narzisstisch*; und schließlich gibt es auch in diesem Fall, wie bei jedem Modetrend, einen sozialen Hintergrund.

Längst schon spricht man vom narzisstischen Zeitalter. Das entsprechende Charakterprofil findet in jüngster Zeit zunehmend Beachtung, davon zeugen zahlreiche Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt, neben einer Flut von Artikeln in Zeitschriften und Magazinen. Und es fehlt nicht an praktischen Ratgebern, die uns erklären, wie man einen Narzissten erkennt, wie man mit ihm lebt und wie man ihn schließlich loswerden kann. Manche Autoren proklamieren eine regelrechte Hexenjagd auf Zeitgenossen mit narzisstischen Zügen.

Aber Vorsicht: Die Bezogenheit auf das eigene Selbst bleibt für alle und für jeden eine lebenslange Herausforderung, schließlich nimmt man sich selbst immer und überall mit. Es gibt eine permanente Suche nach Spiegelung durch andere, nach der Erfahrung unseres Selbstwertes durch Bestätigung unserer Umgebung. Und erst im Austausch mit anderen Menschen, in sozialen Rollen und persönlichen Beziehungen, erfahren wir jeweils, dass wir tatsächlich existieren.

In den Zeiten der Pandemie hat dies manche und mancher schmerzlich erfahren müssen im Defizit sozialer Rückmeldungen. Insofern handelt es sich beim narzisstischen Selbstverhältnis nicht in erster Linie um ein pathologisches Phänomen, sondern um einen Grundkonflikt, der alle betrifft. Manifester Narzissmus ist hier nur die Spitze des Eisbergs. Ein lebenslanges Ringen um Selbstwert, Selbstentfaltung, um Spiegelung und um Identität, eine gleichsam *implizite* Selbstbestätigung, wie sie im täglichen Leben durch soziale Kontakte und

Rückmeldungen stattfindet, reicht aber heute offenbar für einen wachsenden Teil von Zeitgenossen nicht mehr aus. Es bedarf vielmehr einer *expliziten* Bestätigung, wie sie etwa ein Schauspieler auf der Bühne erlebt, wenn ein minutenlanges Applaus seine darstellerische Leistung belohnt.

Dieses Bedürfnis nach ausdrücklicher Bestätigung der eigenen Existenz wird längst in den sogenannten sozialen Netzwerken teilweise befriedigt, also im Internet. An die Stelle des Publikums tritt hier ein universales Medium, das meine Selbstdarstellung transportieren kann. Und mit etwas Glück winken bei Facebook oder Twitter die zahllosen Likes einer anonymen Fangemeinde als Belohnung und als Bestätigung meiner selbst.

Figuren wie Donald Trump nutzen diese Bühne. Sie rufen dabei negative Gefühle wach und provozieren entsprechende Reaktionen, demonstrieren sie doch vor aller Welt schädliche Folgen eines manifesten Narzissmus. Aber schüttet man nicht das Kind mit dem Bade aus, wenn man das darunterliegende positive Bedürfnis generell abwertet oder kriminalisiert? Wenn Narzissmus womöglich eine Antwort ist – was war dann die Frage? Nun, sie lautet: Woran merke ich eigentlich, dass es mich gibt?

Im vergangenen Jahrhundert beantwortet ein Schüler Sigmund Freuds diese Frage nach dem Selbst mit einer interessanten These. Für den in die USA emigrierten Psychoanalytiker Heinz Kohut, Begründer der sogenannten *Selbstpsychologie*, ist der pathologische Narzissmus nur eine Sonderform im Eigen-Verhältnis der Person.

Der Narzisst ist demnach der Prototyp eines in frühen Phasen seiner Entwicklung zu kurz gekommenen. Was alle für einen gelingenden Lebensweg dringend benötigen, positive Spiegelung durch Bezugspersonen, hat er im Laufe seiner Entwicklung nicht erlebt, jedenfalls nicht in ausreichendem Maße. Was bleibt, ist die ständige Bedrohung durch eine Fragmentierung des eigenen Selbstgefühls – und eine Abhängigkeit von sogenannten *Selbstobjekten*, die geeignet sind, einen fragilen Eigenwert zu stärken und ein brüchiges Selbstgefühl zu stabilisieren.

Der Begriff des Selbstobjektes soll uns an dieser Stelle beschäftigen. Schließlich sind wir immer noch auf der Suche nach der Bedeutung zweier Dinge: nämlich Tattoo und SUV, wenn Sie sich erinnern. Näherhin geht es jetzt um die Frage, was derartige Objekte für mich überhaupt bedeuten können.

Ein Selbstobjekt bezeichnet Personen, Dinge und Symbole der Außenwelt, die für meine Innenwelt wichtig sind. Um einen Zugang zu finden zur positiven Bedeutung dieser Selbstobjekte haben wir unseren SUV, sofern wir über einen solchen verfügen sollten. Andernfalls wissen wir immerhin, wozu er gut sein kann. Gewiss dient ein Auto der Fortbewegung. Aber damit ist seine Funktion keineswegs erschöpft. Ein großer und teurer Wagen signalisiert neben materiellem Wohlstand auch sozialen Status. Und auf der Autobahn kann es nicht schaden, wenn man höher und stabiler an anderen vorbeiflitzen kann. Ein solcher Wagen wird seinen Besitzer wirksam schützen, leider kann man ihn aber auch als Waffe einsetzen gleich einem Panzer. Sagen wir: Der SUV panzert das Selbst.

Die Bedeutung eines großen Autos jenseits der reinen Nützlichkeit liegt damit auf der Hand: Während etwa ein Porsche neben finanzieller Potenz auch sportliche

Ambitionen seines Fahrers symbolisiert, kann der SUV einem Bedürfnis nach Sicherheit entgegenkommen, nach Macht und nach persönlicher Autonomie. Wenn er seinem Inhaber derartige Gefühle vermittelt, wird er zum Selbstobjekt, das in unsicheren Zeiten zu einer positiven Selbsterfahrung und Selbstwahrnehmung beitragen kann. Welche Rolle aber das Auto für mich spielt, zeigt sich erst, wenn das reale Objekt abhandenkommt, weil es etwa nicht mehr finanzierbar ist oder aber aus Gründen der Nachhaltigkeit sozial sanktioniert wird. Was passiert dann mit meinem Selbstgefühl, wenn es zumindest teilweise auf den SUV zählte und womöglich auf ihn angewiesen war?

Allerdings muss ein Objekt nicht unbedingt groß und sperrig sein, um mich in meiner Existenz nachhaltig zu bestätigen, es geht auch im praktischen Hosentaschenformat. Wer einmal beobachtet hat, mit welcher Hast Flugreisende nach der Ankunft ihre Mobiltelefone wieder in Betrieb nehmen, muss ans Nachdenken kommen – oder auch nicht, denn eine permanente Erreichbarkeit gilt in unserer Alltagskultur längst als normal, als selbstverständlich und ist gewissermaßen alternativlos. Der Online-Modus ist gleichsam der Normalzustand, mit allen Konsequenzen, die das längst mit sich bringt. Ein Smartphone ist wesentlich mehr als ein mobiles Telefon, denn es erfüllt die zunehmend unverzichtbare Funktion, unsere Einbindung in gesellschaftliche Bezüge zu unterstreichen und damit unsere soziale Relevanz – uns also einzureden, dass wir unverzichtbar sind. Wer nicht täglich eine gewisse Anzahl WhatsApp-Botschaften erhält oder auf seinem Webprofil zig-fach besucht wird, ist offensichtlich nicht gefragt und muss sich Sorgen machen um die soziale Reichweite seiner Existenz.

Weit mehr als etwa ein Pkw muss deshalb das allgegenwärtige Smartphone als ein Selbstobjekt gelten. Wie es in dieser Beziehung um uns steht, merken wir erst, wenn das Handy verloren geht. Mancher gerät schon in Panik, wenn der Akku nicht geladen ist. Das Mobiltelefon wurde längst zu einem ausgelagerten Körperteil, sein Fehlen gleicht einer Amputation. Aber eigentlich wurde es Teil unseres Selbst und repräsentiert die Summe unserer sozialen Verbindungen und damit unsere Möglichkeit zu sozialer Resonanz und Akzeptanz.

Mit Beginn des dritten Jahrtausends wurden aber nicht allein SUVs und Smartphones, sondern auch Tattoos zum Massenphänomen. Gewiss liegen hier die Dinge scheinbar anders, denn am Körper kann eine Tätowierung nicht einfach verlorengehen, und bezahlt ist sie ja in der Regel schon. Ein Tattoo kann mir niemand mehr wegnehmen, darin besteht ja gerade ein Teil seiner Einzigartigkeit. Dennoch deutet alles darauf hin, dass auch die Körpermodifikation eine millionenfache Rolle spielt als Selbstobjekt. Dabei wird der eigene Körper zum Objekt, zu einem Ereignis außerhalb meiner Selbst, das ich mir erneut aneigne mit dem Ziel eines besseren Selbstgefühls. Ein sogenannter normaler Körper reicht nicht mehr aus. Das Stichwort lautet: Selbstoptimierung.

Denn die Bedeutung von Körperlichkeit hat sich gegen Ende des zweiten Jahrtausends erheblich gewandelt. Physische Kraft als Voraussetzung für Lohnerwerb spielt, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, in der nachindustriellen Gesellschaft kaum noch eine Rolle. Der Körper wurde sozusagen freigestellt für andere Aufgaben, die sich im Bereich von Ästhetik und Selbstdarstellung und Selbsterfahrung ansiedeln. Bodybuilding liegt seit Jahrzehnten im Trend, für

Kosmetik und Fitness werden Unsummen hingeblättert, und die gezielte Körpermodifikation über Tattoo, Piercing oder eine Schönheits-OP ist nur die Spitze am Eisberg der Selbstoptimierung.

Neben einem wachsenden Jugend-Kult, der Verfall und Vergänglichkeit verleugnet, trat längst ein Körper-Kult. Wenn Standesunterschiede und soziale Bedeutung in früheren Zeiten etwa über Schmuck und Kleidung zum Ausdruck kamen, wird heute der Körper selbst inszeniert, im Wettlauf um soziale Akzeptanz. Er ist nicht mehr einfach nur Voraussetzung meiner physischen Existenz, sondern avancierte zu dem bevorzugten Medium der Selbstdarstellung: Der eigene Körper wird zum Event und eben auch zum Selbstobjekt.

Aber zunächst muss er zum Objekt werden, damit ich ihn als Medium nutzen kann, zur Verbesserung meines Selbstbildes und zur Verlängerung meiner sozialen Reichweite. In diesem Sinn ist das Tattoo zweifellos ein narzisstisches Selbstobjekt. Die Tätowierung antwortet auf den unübersehbaren postmodernen Trend zur Verlängerung und Vergrößerung des eigenen Selbst – jene narzisstische Tendenz des dritten Jahrtausends, die ob ihrer allgemeinen Verbreitung kaum noch auffällt.

Wer allerdings jetzt zu Ende dieses Beitrags überzeugt ist, ein Tattoo sei der SUV des kleinen Mannes oder eben seiner Frau, liegt falsch und hat das Ergebnis grob vereinfacht. Denn nicht selten vereinigt sich beides, Tattoo und SUV, in ein und derselben Person, und natürlich kommt auch ein Smartphone hinzu. Es handelt sich um postmoderne Selbstobjekte, die von Tag zu Tag unverzichtbarer werden, wenn man überhaupt dazu gehören und eine Rolle spielen will – um zu spüren, dass man wirklich existiert.

Angesichts des Klimawandels sind aber die Tage des Superautos gezählt, und heute schon wundert man sich, wie solche Relikte von gestern sozialverträglich auf der Straße bleiben. Anders steht es um die Tätowierung: Die einschlägige Branche erfreut sich vermutlich einer gewissen Krisen-Resistenz, denn sie wird in absehbarer Zukunft womöglich umsatteln können auf eine sukzessive Entfernung von Tattoos – und dabei weiterhin auf eine millionenstarke Klientel zurückgreifen.

Denn zweifellos werden wir uns auch künftig auf die Suche machen nach neuem Selbstobjekten, die geeignet sind, unser Selbst eines Tages vielleicht sogar zu ersetzen. Das Tattoo ist nur der erste Schritt zur allgemeinen Akzeptanz eines veränderten und optimierten Körpers. Es geht wesentlich radikaler. Und im Rahmen einer digitalen Transhumanisierung wird bereits daran gearbeitet: der implantierte Gehirnschrittmacher als die ultimative Optimierung des Selbst. Als digitale Schnittstelle zum totalitären Netzwerk einer schönen neuen Google-Welt macht er manche Identitätskrise überflüssig, womit sich dann auch unsere Frage erledigt hätte nach dem Unterschied zwischen einem Tattoo und einem SUV.
